



DOROTHY  
GARLOCK

*Schöner,  
wilder  
Mann*

Weltbild

Sie reitet und schießt besser als jeder Mann – doch keine Waffe schützt sie vor dem Schicksal der Liebe.

Nach sieben Jahren kehrt der Halbblutindianer Rain aus der Wildnis zurück – ein kalter und unnahbarer Mann, hart geworden in den Jahren der Einsamkeit. Doch auch die junge Amy, die all die Jahre auf ihn gewartet hat, ist kein vorlautes Kind mehr, sondern eine schöne und mutige Amazone, die es im Kampf mit jedem Mann aufnehmen kann. Einst hatten sie sich ihre Liebe geschworen, doch nun scheinen sie einander kaum mehr zu kennen!

Als sie gemeinsam aufbrechen, um den Mississippi zu überqueren, müssen sie sich nicht nur den unwägbareren Gefahren des wilden Landes stellen, sondern auch dem Abenteuer ihrer neu entdeckten Liebe, die stärker und leidenschaftlicher aus ihnen hervorbricht als je zuvor ...

»Eine begnadete Erzählerin«Chicago Sun-Times

Dorothy Garlock

# Schöner, wilder Mann

Roman

Aus dem Amerikanischen von André Weber

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Dorothy Garlock stammt aus Texas, lebt aber schon lange mit ihrer Familie in Iowa. Ihre Liebesromane wurden in über 20 Sprachen übersetzt.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel Dream River bei Warner Books, Inc., New York

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 1988 by Dorothy Garlock

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: André Weber

Copyright der deutschen Übersetzung © 1998 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin. Erschienen im Econ und List

Taschenbuch Verlag

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © RomanceNovelCovers

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-530-9

# Prolog

16. Dezember 1811, 2.30 Uhr

Die Nacht war sternenklar. In dem Indianerdorf im Missouri-territorium herrschte vollkommene Ruhe. Unter einem warmen Mantel schlief Rain Tallman, ein Junge von achtzehn Sommern, im Zelt seines Stiefvaters John »Gefleckter Elch.«

Auf einmal bebte die Erde. Aus dem Nichts traf mit tiefem, furchterregendem Grollen ein gewaltiger Erdstoß das schlummernde Dorf. Hundert Köpfe hoben sich bei dem ohrenbetäubenden, mahlenden Geräusch, und Panik erfaßte selbst die Herzen der mutigsten Männer. Tonkrüge zerschellten, als sie zu Boden fielen, Zeltpfosten stürzten um, schreiende Frauen rissen ihre Kinder an sich. Vögel schreckten von ihren Nistplätzen auf und krächzten verängstigt. Pferde wieherten wild vor Angst, als sie hinfielen und vergeblich versuchten, wieder auf die Beine zu kommen. Ganze Bisonherden schreckten aus dem Schlaf hoch und stürmten in Panik davon.

Die Wasser des Mississippi tanzten, hohe Wellen brachen sich am Ufer. Das Flußbett sank ab, und riesige Bäume kippten unter dem durchdringenden Bersten brechender Äste um. An den Hängen lösten sich Felsblöcke und schlugen bei ihrem Sturz ins Tal Schneisen durch Bäume und Dickicht.

Von dort, wo der Ohio auf den Mississippi trifft, wo Tennessee, Kentucky, Arkansas, Missouri und Illinois zusammenkommen, breiteten sich die Stoßwellen aus, teilten die Erde und vernichteten ganze Landstriche. Über dem Indianerdorf löste sich ein gigantisches Stück des Abhangs, stürzte hinab und riß die Bewohner mit sich in die schlammigen und tosenden Gewässer des Mississippi.

Schließlich, als das Beben ein Ende nahm, zeigte sich das Bild der Erde – für immer verändert. Tausende Hektar Wald standen unter Wasser. Unzählige Fische verendeten auf den Schlammschichten, die übriggeblieben waren, nachdem sich das Wasser neue Wege gesucht hatte.

Rain Tallman war beim ersten Erdstoß aufgewacht. »Vater, was ist los?« murmelte er, ohne recht zu wissen, wo er war.

In diesem Moment stürzte ein Zeltpfosten auf ihn herab. »Vater!« schrie er und hob einen Arm, um sich zu schützen.

Als der Boden unter ihm zu rutschen anfing, klammerte er sich verschreckt an den Pfosten, der auf eine schwarze Wand zuglitt. Um ihn herum drehte sich alles, als er den Hang hinunterstürzte.

Das erste, was er wieder wahrnahm, war ein Kreischen, und er ahnte dessen Ursache. Vögel kreisten im Dunkeln über ihm, suchten nach einem Platz, an dem sie sich niederlassen konnten. Allmählich konnte er wieder klar denken. Er lag ganz still und wartete, daß der Boden unter ihm erneut zu beben anfinge.

Aus der Ferne drang Pferdegewieher an sein Ohr. Dies war ein so bekanntes, alltägliches Geräusch, daß Rain vor Erleichterung fast einen Schrei ausgestoßen hätte. In den ersten, wirren Sekunden nach seiner Bewußtlosigkeit hatte er geglaubt, nur er und

die Vögel hätten diesen unbegreiflichen Horror überlebt. Er lag auf dem Bauch, die Arme fest um den Zeltpfosten geklammert, die Beine vollkommen im dicken Flußschlamm versunken.

Obwohl noch leicht benebelt, spürte er doch deutlich die Gefahr, in der er schwebte: Die Schlammmassen drohten ihn zu verschlingen!

Von Panik gepackt, zog sich Rain mit letzter Kraft ans Flußufer. Dort blieb er keuchend liegen und hielt sich für einen Moment die Seite. Dann stand er mühsam auf und schaute an seinen noch unsicheren Beinen hinab. Der Schlamm hatte ihm die kniehohen Mokassins ausgezogen. Er war barfuß und zitterte am ganzen Körper ..., aber er lebte noch!

Hatte John »Gefleckter Elch«, sein Stiefvater, ebenfalls überlebt? Mit nur wenig Hoffnung wandte Rain seinen betäubten Blick nach rechts und links, dann in den Himmel, wo er nach dem Polarstern suchte, um seine Position zu bestimmen. Obwohl er ihn deutlich erkennen konnte, wußte Rain immer noch nicht, wo er sich befand. Er war sicher, daß die Schlammwelle ihn flußabwärts getrieben hatte, doch wie weit? Er sank auf den Stamm eines umgestürzten Baumes nieder, und Tränen der Hilflosigkeit füllten seine Augen.

Rain und sein Stiefvater waren erst seit wenigen Tagen in dem Lager gewesen. Sie hatten die nördlichen Länder einen Monat vorher verlassen und waren gemächlich gen Süden gereist, wobei sie die Gesellschaft des anderen genossen und sich Geschichten aus der Vergangenheit erzählt hatten. John hatte von der Zeit berichtet, in der er den dreijährigen Rain und seine Mutter Caroline von den Sioux gekauft hatte. Diese hatten sie vorher aus einem Grenzdorf im Norden verschleppt, um sie als Sklaven zu verkaufen.

John hatte sich in Rains junge blonde Mutter verliebt, und sie erwiderte diese Liebe leidenschaftlich. Nie mehr hatte sie von ihrem vorherigen Leben gesprochen. Der Junge hieß seitdem Rain Tallman, da es an dem Tag, als er und seine Mutter gekauft worden waren, wie aus Eimern geschüttet hatte und weil er für sein Alter außergewöhnlich groß gewesen war. John erzog den Jungen wie seinen eigenen Sohn. Als Rains Mutter im Sterben lag, hatte sie John gebeten, Rain zu ihrem Freund Farrway Quill, der eine Farm am Wabash River besaß, zu schicken. Sie wollte, daß er einige Zeit als Weißer lebte, damit er entscheiden konnte, welche Welt er vorzog: die der Weißen oder die der Indianer.

Rain erinnerte sich, wie widerwillig er im Alter von zwölf Jahren nach Quill's Station gegangen war, doch Farrway Quill und Juicy Deverell, ein alter Mann aus den Bergen, wurden seine zweite Familie. Er traf Colby Carroll, den Sohn des Mannes, der Quill aufgezogen hatte, und Colby half ihm dabei, sich das Verhalten des weißen Mannes anzueignen. Mit der Zeit wuchs ihm seine Pflegefamilie so sehr ans Herz, daß er sich in beiden Welten zu Hause fühlte.

Als ein Krieg zwischen den Siedlern und den Indianern unvermeidlich schien, verließ Rain, der weder gegen seine weißen Freunde noch gegen seine indianischen Brüder kämpfen wollte, Quill's Station. Nach seinem Besuch bei John »Gefleckter Elch« hatte er

gen Westen in ein neues Territorium gehen wollen.

Nun saß Rain auf dem Baumstamm, durchnäßt und vor Kälte zitternd. Minuten erschienen ihm wie Stunden, während er auf den Sonnenaufgang wartete. Um ihn herum herrschte Totenstille, lediglich unterbrochen durch das Rascheln von Blättern, wenn Vögel versuchten, sich auf den wenigen stehengebliebenen Bäumen niederzulassen, und dem Zischen verwirrter Schlangen, die aus ihrem Winterschlaf geweckt worden waren und nach einem warmen Unterschlupf suchten. Rain brach einen Ast von dem Stamm ab, auf dem er saß, und schlug auf den Boden ein, um die Schlangen zu verscheuchen.

Als es endlich hell wurde, erblickte Rain eine neue Welt. Nichts war der Verwüstung entgangen. Soweit sein Auge reichte, lagen Bäume kreuz und quer übereinander. Durch riesige Erdspalten strömten Wassermassen, die es vorher nicht gegeben hatte. Der Fluß hatte seinen Lauf geändert. Das Wasser war voller Schlamm, und auf seiner Oberfläche schwammen Trümmer aller Art. Am Himmel stieg Rauch auf, denn am gegenüberliegenden Flußufer, in dem weißen Dorf New Madrid, brannte es. In der Nähe hatten sich zwei Pferde, die das Beben überlebt hatten, in einem Gewirr aus Ästen verfangen. Nachdem Rain sie befreit hatte, schwang er sich auf den Rücken des einen und machte sich, das andere neben sich herführend, auf die Suche nach seinem indianischen Vater.

Die nächsten zwei Tage verbrachte er mit Suchen. Von den einhundert Mitgliedern des Stammes waren nicht mehr als zwei Dutzend mit dem Leben davongekommen. Als er sicher war, daß er seinen Stiefvater nicht mehr lebend wiederfinden würde, ging Rain nach Norden, das Herz in seiner Brust war zu Stein geworden.

Die Erde hatte eine Entscheidung für ihn getroffen. Von nun an würde er als Weißer leben. Die, die er geliebt hatte, waren nicht mehr. Sein indianisches Leben war ausgelöscht. Er war auf sich allein gestellt, mußte sich seine eigenen Gedanken machen, dem eigenen Ratschlag folgen. Kein Zeichen von Unruhe zeigte sich auf dem jungen Gesicht, als er sich ein letztes Mal nach seinem verwüsteten Zuhause umblickte.

Rain folgte dem Wabash River in nördlicher Richtung nach Quill's Station. Entlang des »Flusses des Weißen Schaums«, wie ihn die Indianer nannten, waren die von dem Erdbeben hinterlassenen Verwüstungen weniger schlimm. Gelegentlich kam er an einem eingestürzten Haus oder einer zerstörten Scheune vorbei. Oft hatten solide gebaute Gebäude dem Beben standgehalten. In Rain wuchs die Hoffnung, daß mit Farrway Quill und seiner Familie alles in Ordnung sein würde. Bevor er nach Westen zog, wollte er sich vergewissern, daß sie die Katastrophe überlebt hatten. Er war davon überzeugt, daß das Erdbeben eben jenes Omen war, von dem Tecumseh, der Häuptling der Shawnee, behauptet hatte, es würde die Stämme gegen die Weißen verbünden. Tatsächlich bereiteten sich in einem Dorf, in dem er eines der Pferde gegen Mokassins und eine Decke eintauschte, die jungen Männer auf Krieg vor.

Zwei Tagesreisen von Quill's Station entfernt fing Rains Pferd an zu lahmen, so daß er es freilassen mußte. Unbeirrt setzte er seinen Weg nach Norden zu Fuß fort und ernährte sich lediglich von einem fetten Rebhuhn, das er mit seinem Messer getötet hatte. Er

dachte an Liberty Quill, Farris wunderschöne blonde Frau, die Tecumseh die »weiße Taube des Wabash« genannt hatte. Und er dachte an Amy, Libertys jüngere Schwester, und an den Kuß, den sie ihm gegeben hatte, kurz bevor sie mit Juicy Deverell verheiratet wurde. Die Ehe mit dem 82jährigen Mann aus den Bergen war arrangiert worden, um zu verhindern, daß der Vater des zwölfjährigen Mädchens sie mit einem brutalen, rachsüchtigen Mann verheiratete. Juicy hatte sie geehelicht, um auf das Kind aufzupassen und ihr Zeit zu geben, erwachsen zu werden. Wenn er nicht mehr wäre, hatte er ihnen gesagt, könne Amy ihren eigenen Mann auswählen. Auch den bedeutungsvollen Blick, den Juicy ihm dabei zugeworfen hatte, hatte Rain niemals vergessen.

All diese Erinnerungen schossen durch Rains Kopf, als er sich der Farm näherte. Die Umzäunung war zwar stark mitgenommen, aber sie stand noch. Er schritt durch das Tor und über den Weg zum Haus, glücklich, daß es dem Erdbeben offensichtlich unbeschadet standgehalten hatte.

Plötzlich flog die Tür auf, und Amy kam aus dem Haus gestürzt. Wie ein langbeiniges Fohlen, ihr Kleid bis zu den Knien hochgerafft, rannte sie auf ihn zu und schlang ihre Arme um ihn.

»Rain! Oh, Rain! Du bist wieder zurück! Wie habe ich darum gebetet, daß du wiederkommst! Wir haben uns solche Sorgen gemacht.«

Es war Heiligabend.

# Kapitel 1

Heiligabend 1818

Es war bitterkalt, und mit jeder Minute wurde es noch kälter. Der Sturm fegte mit brutaler Gewalt über die Ebenen Illinois'. Scharfe Winde griffen mit eisigen Fingern nach den wenigen ungeschützten Stellen des Körpers und drohten die Luft aus den Lungen des großen, breitschultrigen Mannes zu saugen, der auf einem schlanken, dunkelbraunen Pferd saß. Er zog die Schultern hoch und drückte die Biberfellkappe tiefer ins Gesicht, um sich gegen die eisigen Bisse des Nordwestwindes zu schützen.

Wenn er sich umdrehte, starrte er auf eine weiße Wand aus Schnee. Es war ein schwacher Trost, daß, wer auch immer ihm folgte, ebenso vom Sturm durchgepeitscht wurde wie er.

»Komm schon, Pferd«, brummte er. »Wir sollten uns einen Platz suchen, wo wir uns eingraben können, bevor wir erfrieren.«

Rain Tallman senkte den Kopf und tätschelte den Nacken des Braunen. Als sie eine Senke durchquerten, versank das Pferd bis zum Bauch im Schnee. Rain trieb den Braunen mühsam weiter durch das vereiste Gebüsch, wobei dieser immer wieder ins Rutschen geriet und stürzte. Schließlich erreichten sie einen zugefrorenen Bach, dessen hohe Uferböschungen sie ein wenig vor dem Sturm schützten.

Bald fanden sie, wonach Rain gesucht hatte: einen Felsblock, der, wahrscheinlich durch das Erdbeben vor sieben Jahre ausgelöst, bei seinem Sturz ins Tal Baumstämme und Büsche mitgerissen hatte. Als Rain das Gestrüpp entfernt hatte, stand er vor einer Art Höhle, groß genug für ihn und sein Pferd. Er führte den Braunen hinein und dichtete den Eingang rasch ab. Danach errichtete er eine Feuerstelle.

Er entfachte das Feuer gleich neben dem Felsblock. Als die Flamme höher stieg, fügte er noch mehr Reisig hinzu, schleppte einen großen Holzscheit herbei und legte sein Ende ins Feuer. So hatte er schnell eine zweite Feuerstelle geschaffen, ungefähr einen Meter von der ersten entfernt. Später würde er dann die glühende Kohle auf das erste Feuer schaufeln und seine Decken auf dem warmen Boden ausbreiten. Mit diesem alten Trick würde er selbst dann überleben, wenn der Blizzard sich verschlimmern sollte.

Rain sattelte sein Pferd ab und striegelte es mit einem Stück alter Decke. Der Vorrat an Maiskörnern, den er in Cahokia gekauft hatte, war fast aufgebraucht. Er schüttete den Rest in den Futterbeutel und hängte ihn dem Pferd vor das Maul, wobei er den Braunen liebevoll streichelte.

»Mehr ist nicht übrig, Pferd. Ich hatte ja gehofft, jetzt schon in Quill's Station zu sein, aber durch den Sturm sind wir spät dran ..., und der Hund, der hinter uns her ist, wird uns noch weiter aufhalten.«

Das Feuer hatte schon bald den Felsblock erhitzt, und die Wärme wurde in die Höhle zurückgeworfen. Rain nahm eine große Blechtasse aus seinem Bündel, füllte sie mit Schnee und setzte sie auf einen flachen Stein neben dem Feuer. Der Wind fuhr mit solcher Gewalt durch die blattlosen Pappeln, daß ihre Zweige knarrten und ächzten. Rains

Gedanken waren bei dem einsamen Mann, der ihm seit zwei Tagen auf den Fersen war.

Einen Tag nach Überquerung des Kaskaskia Rivers hatte er von einer Klippe über dem Fluß zurückgeschaut und einen Mann auf einem fahlgelben Pferd gesehen, der seine Spuren untersuchte. Heute morgen hatte er ihn schon wieder gesehen. Der Mann mußte einen gewaltigen Groll gegen ihn hegen, dachte Rain, oder jemand hatte ihm eine Menge Geld für seinen Kopf geboten. Was sonst konnte einen Mann dazu bewegen, ihm in einem solchen Unwetter zu folgen?

»Wir warten genau hier und lassen ihn raufkommen, wenn er Lust dazu hat. Was meinst du, Pferd?« Rain nahm dem Tier den leeren Sack vom Kopf und kraulte es zärtlich zwischen den gespitzten Ohren.

Während er einige Stücke Dörrfleisch in die Tasse mit dem heißen Wasser schnitt, wurde er langsam ärgerlich. Er mochte es nicht, auf diese Weise gejagt zu werden, dafür hatte er zu wenig Geduld. Er wußte, was kommen würde: töten oder getötet werden. Eine Reihe von Vorteilen waren allerdings auf Rains Seite: So wußte sein Verfolger wahrscheinlich nicht, daß er beobachtet worden war oder daß Rain einen Unterschlupf für sich und das Pferd gefunden hatte.

Sieben Jahre zuvor, während der ersten Monate, in denen er auf sich selbst gestellt war, hatte Rain gelernt, daß man seinen Verstand gebrauchen und schnelle Entscheidungen treffen mußte, wenn man überleben wollte.

Unruhig rührte er mit der Messerspitze das Fleisch in der Tasse um, spähte dann durch eine Öffnung in dem notdürftig geschlossenen Unterschlupf. Er konnte nichts anderes machen als warten und nachdenken ... und sich erinnern.

An einem kalten klaren Tag vor sieben Jahren, kurz nachdem er Quill's Station auf seiner Reise nach Westen verlassen hatte, war er in eine solche Situation gekommen, die eine schnelle Entscheidung verlangt hatte. Er hatte angehalten, um sein Pferd an einer kleinen Quelle trinken zu lassen, die aus einer Felsenklippe träufelte, als zwei Trapper und ein Indianer lautlos aus dem Wald bis auf wenige Meter an ihn herangekommen waren, bevor er sie endlich bemerkte. Einer der Trapper trug eine lange Flinte in der einen Hand, um seine andere war das Ende einer Leine gewickelt. An dieser führte er den Indianer hinter sich her, der unter einer Last, die man ihm aufgeladen hatte, fast zusammenbrach. Der andere Mann trug ein kleines Bündel, und die einzige Waffe, die Rain entdecken konnte, war das Messer an seinem Gürtel. Die beiden sahen nicht gerade vertrauenerweckend aus, ihre Gesichtszüge waren hart und ihre Kleidung schmutzig und zerschlissen.

»Hallo.«

»Hallo.« Rain schwang sich auf den Sattel und führte das Pferd von der Quelle weg.

Plötzlich machte einer der Männer einen Satz nach vorne, ergriff das Zaumzeug und zog ruckartig daran. Das Pferd wieherte vor Schmerzen wild auf und versuchte, sich aufzubäumen, doch der Mann hielt solange fest, bis das gequälte Pferd merkte, daß die Schmerzen um so stärker wurden, desto mehr es sich widersetzte.

»Na schau mal einer an, Hopper. Is nur'n Grünschnabel.« Der Rüpel grinste Rain an.

Seine tabakfarbenen Lippen öffneten sich, und die Stümpfe verfaulter Zähne kamen zum Vorschein. Sein ungewaschener Körper sonderte einen ekelhaften Geruch ab.

»Kann ja wohl nicht angehen, daß so'n Grünschnabel 'n Pferd hat und wir nur den Heiden hier, der unsere Sachen schleppt, oder?« Der andere zerrte an der Leine um den Hals des Indianers.

Ein kalter Schauer lief über Rains Rücken, gefolgt von einer plötzlichen Hitzewelle. Er war sich sicher, daß sie ihn töten würden, um an sein Pferd und sein Gewehr heranzukommen. John »Gefleckter Elch« hatte ihm immer geraten, seinen Instinkten zu gehorchen. Rains dunkle Augen musterten die Männer. Er wollte sie nicht töten, wollte aber auch nicht sterben.

»Ich nehm' mir das Pferd. Der Indianer ist ja zu nix mehr zu gebrauchen. Und die Knarre nehm' ich auch.«

Der Mann hob seinen kräftigen Arm, um Rain aus dem Sattel zu stoßen. Im selben Moment riß Rain, schnell wie eine zubeißende Schlange, seine Hand nach oben. Für einen kurzen Moment blitzte die lange dünne Klinge im Sonnenlicht auf, bevor sie in der Kehle des Mannes versank.

»Das glaube ich kaum«, zischte er, als er das Messer zurückzog und seine Aufmerksamkeit auf den anderen Mann richtete, der gerade versuchte, sein Gewehr anzulegen, ohne dabei die Leine loszulassen.

Kurz bevor der Mann abdrückte, zerrte der Indianer an dem Seil, so daß der Schuß außer Kontrolle geriet. Rain fühlte einen stechenden Schmerz am Ohr, legte sein Gewehr an, zielte in aller Ruhe und drückte ab. Die Wucht des Schusses holte den Trapper von den Beinen. Im Todeskampf zerrte er an der Leine und riß den erschöpften Indianer mit sich, um dessen Hals sich die Schlaufe immer enger zusammenzog.

Während die Schüsse noch in den Bergen widerhallten, sprang Rain vom Pferd, stürzte zu dem erstickenden Indianer hin und durchschnitt das Seil. Dann lud er schnell sein Gewehr nach, wie es ihm Juicy und Farr immer wieder eingebleut hatten. Die beiden Trapper lagen ausgestreckt auf dem Boden, die Arme weit ausgebreitet. Rain hielt sich ein Taschentuch ans Ohr, damit ihm das Blut nicht den Hals herunterlief, und betrachtete die beiden Toten. Eine eigenartige Ruhe überkam ihn.

»Sie oder ich«, murmelte er.

Der Indianer, ein Shawnee aus einem nördlichen Dorf, half ihm, die Männer zu begraben. Dann, nachdem er die Gewehre der Toten an sich genommen hatte, machte er sich in aller Stille davon und ließ Rain mit einigen wertvollen Pelzen zurück.

Rain zog weiter nach Westen und verkaufte die Nerz-, Otter-, Marder-, Zobel- und Fuchsfelle in Saint Louis für einen ordentlichen Preis an Manuel Lisas Pelzhandel. Das Geld zahlte er sofort ein, um dann auf einem der Schiffe anzuheuern, die den Mississippi hinaufführen.

Rains Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück. Seine langen Finger betasteten das eingekerbte Ohrläppchen. Seit dem Tag an der Quelle lebte er mit Revolver und Messer in der Hand, tötete schnell und gnadenlos, jedoch nur, um sein eigenes Leben zu retten. Er

hatte nur wenig Hoffnung, einmal friedlich im Bett zu sterben. Mit einem bißchen Glück würde ihn wenigstens ein schneller Tod ereilen, dachte er, während er an dem zähen Fleisch kaute und dazu die heiße Brühe schlürfte. Schließlich hatte er sich diese Art zu leben selbst ausgesucht und lebte nun mal unter Männern, die keine andere Sprache verstanden.

Rain ließ die beiden Feuer brennen, denn er zählte darauf, daß die heftigen Schneefälle den Rauch abfangen würden, bevor er den Jäger anlocken konnte. Als es schließlich dunkel wurde, breitete er seine Decken auf dem warmen Boden aus und legte sich schlafen.

Plötzlich wachte er auf. Der Wind hatte sich mit der hereinbrechenden Dämmerung gelegt. Die Stille hatte etwas Unheimliches. Ohne sich zu bewegen, lag er auf dem Boden. Seine rechte Hand tastete vorsichtig nach seinem Messer und zog es langsam aus der Scheide. Da war es wieder, das Geräusch, das ihn geweckt hatte: Irgend etwas kratzte an dem gefrorenen Gestrüpp vor seinem Unterschlupf. Einen Moment lang dachte er, daß ein wildes Tier die Wärme des Feuers suchen würde, aber dann bemerkte er die gespitzten Ohren des Pferdes.

Rain stand auf. Er hatte sich selber lange Zeit von seinen Instinkten leiten lassen. In den Jahren, die hinter ihm lagen, hatte er gelernt, daß die Dinge nicht immer so waren, wie sie schienen. Er hatte unvorsichtige Männer kennengelernt und geholfen, einige von ihnen zu begraben.

Rain wartete mit erhobenem Kopf und lauschte. Langsam schob er sich aus dem rötlichen Lichtschein des Feuers weg, und als sich das Gestrüpp am Eingang der Höhle bewegte, kroch er hinter den Körper des Pferdes.

Plötzlich wurde das Gestrüpp beiseite geschoben und ein Mann mit einem Gewehr stürzte in die Höhle. Im selben Moment warf Rain sein Messer. Die Klinge drang tief in die Schulter des Mannes ein, wobei er durch die Wucht des Wurfes zurückgeschleudert wurde. Er schrie laut auf, stürzte dann zu Boden und ließ die Waffe fallen. Hektisch versuchte er, nach ihr zu greifen, doch sie war außerhalb seiner Reichweite.

Rain kam mit vorgehaltener Waffe hinter dem Pferd hervor. Er wußte zuerst nicht, warum er im letzten Moment ein Stück höher als normal gezielt hatte. Solche Rücksicht seinem Gegner gegenüber konnte ihn das Leben kosten. Ihm wurde klar, daß er, als er das Gesicht des Jungen wahrgenommen hatte, ihn nicht mehr töten konnte. Doch obwohl es ein Kind war, dachte er sich, wäre er genauso tot gewesen, als wenn ihm ein Erwachsener nach dem Leben getrachtet hätte. So jemand wie dieser Junge würde ihn eines Tages wirklich umbringen.

Rains Gesicht erstarrte zu einer Maske der Ruhe, so wie er es in seiner Jugend bei den Shawnee gelernt hatte. Seine Brauen blieben starr und unbeweglich, die dunklen Wimpern schützten seine Augen vor dem blendenden Schnee. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt.

Daß der verwundete Junge noch weit davon entfernt war, ein Mann zu sein, konnte man an seinen weichen Wangen erkennen. Blut quoll aus seinem zerschissenen

Wollmantel und versickerte im Schnee. Rain schaute auf ihn herab, haßte ihn dafür, daß er sein Fortkommen verzögerte, haßte ihn, weil er sich um ihn kümmern mußte. Das verängstigte Gesicht, das zu ihm heraufschaute, war das eines halbverhungerten Kindes.

»Mach schon, töte mich!« stieß der Junge hervor.

»Das hätte ich tun sollen«, erwiderte Rain kalt. »Warum hast du mich verfolgt?«

»Das weißt du doch, du ...« Der Junge biß sich auf die Unterlippe und sprach nicht weiter. Das Schweigen hielt eine ganze Minute an. Schließlich sagte er: »Worauf wartest du denn noch? Wenn du mich töten willst, dann mach schon!«

»Ich kann warten. Ich kann mir mein Messer auch wiederholen, nachdem du verblutet bist«, antwortete Rain gleichgültig. Das Gesicht des Jungen verzerrte sich vor Furcht.

»Entweder du sagst mir, wer dich geschickt hat, oder ich lasse dich hier im Schnee liegen.«

»Der von der Armee«, platzte es aus dem Jungen heraus. »Der hat mir gesagt, ich krieg' fünfzig Silberdollar, wenn ich ihm das Ohr mit der Kerbe drin bringe.«

»Du bringst jemanden für fünfzig Dollar um?«

»Ich würde dich für umsonst töten, du Bastard«, schrie der Junge, und seine Stimme hallte in der Schlucht wider. »Du bist einer von denen, die meine Leute umgebracht haben ... meine Schwestern ... meine Brüder ...«

»Wer hat dir das erzählt?«

»Die von der Miliz. Die jagen dich!« Tränen strömten aus den Augen des Jungen, und er fing an zu zittern. Er ballte eine Hand zur Faust, und noch mehr Blut verfärbte den Schnee.

Rain kniete neben ihm nieder, und bevor der Junge wußte, wie ihm geschah, zog er ihm das Messer aus der Schulter. Der Junge stieß einen Schrei aus, kniff die Augen zusammen und krümmte sich vor Schmerzen.

»Ich werde dich nicht töten. Mach gefälligst die Augen auf! Wer hat dich beauftragt, mich zu verfolgen? Wenn ich weiterreite und dich hier liegenlasse, wirst du schon in wenigen Stunden tot und steif wie ein Brett sein.«

Der Junge riß die Augen auf. »Einen Dreck werd' ich dir sagen ..., verfluchter Mörder!«

Rain lehnte sich zurück und studierte das junge Gesicht, von dem man Schmerz, Furcht und wilden Haß ablesen konnte.

»Man hat dich also losgeschickt, um einen Mörder zu töten.«

»Ein Weißer, der mit Indianern reitet, mordet, Frauen und Mädchen vergewaltigt, ist schlimmer als ..., als ...« Die Worte blieben dem Jungen im Hals stecken und er fing an zu schluchzen. Obwohl seine Augen mit Tränen gefüllt waren, schaute er Rain herausfordernd an.

»Wo soll das passiert sein?« fragte Rain rasch.

»Weißt du ganz genau! Oben am Missouri.«

»Wie weit rauf?«

»Ungefähr bei Franklin.«

»Da war ich im August.«

»Und im September!«

»Den September habe ich mit Nathan Boone verbracht.«

»Lügner! Die Boones wollen nichts mit Typen wie dir zu tun haben.«

»Möchtest du hier liegenbleiben und mit mir darüber streiten? Oder möchtest du, daß ich dir mit deiner Schulter helfe?«

»Ich brauch' dich nicht, um ...« Die Zähne des Jungen klapperten so heftig, daß er nicht weitersprechen konnte.

»Stur und stolz. Dein Stolz und deine Dickköpfigkeit werden dich aber nicht am Leben halten, Junge. Kannst du laufen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff Rain den Verwundeten und stellte ihn auf die Füße. Dann packte er ihn energisch am Arm und führte ihn in die Höhle. Der Junge sank in der Nähe des Feuers nieder, und Rain warf ihm eine Decke um die Schultern, damit sie seine Körperwärme speicherte.

»Wo ist dein Pferd?«

»Wird den Weg schon finden.«

Rain schnaubte verächtlich. »Hast du keinen Unterschlupf für dein Pferd eingerichtet? Ich muß dir wohl noch ein paar Lektionen in Sachen Überleben erteilen, wenn du vom Menschenjagen leben willst.« Er warf mehr Reisig aufs Feuer und wartete, bis es loderte. »Ich hole dein Pferd, dann verbinde ich dir die Schulter.« Er führte sein eigenes Pferd aus der Höhle und brachte es dorthin, wo es das trockene Gras unter dem Schnee freilegen konnte.

Er entdeckte den Falben vor einem Lehmhügel. Neben einem umgestürzten Baum fand er die Sachen des Jungen, einen abgewetzten Sattel, eine Tasche, halbvoll mit Getreide für das Pferd, und zwei zerschlissene Decken.

Zurück in der Höhle, kümmerte er sich um die Wunde des Jungen, der zum Protestieren zu schwach war. Die Wunde selbst würde den Burschen wohl nicht umbringen, doch der Blutverlust und die Kälte konnten gefährlich werden. Rain erwärmte Wasser in seiner Tasse, füllte sie mit Whiskey auf und ließ den Jungen trinken.

»Du bist mir seit Cahokia gefolgt. Warum hast du solange mit deinem Angriff gewartet?«

»Ich sag' gar nichts.«

»Du möchtest niemandem in den Rücken schießen, selbst für fünfzig Dollar. Du solltest dir eine andere Beschäftigung suchen.«

»Ich könnte dich mit bloßen Händen um die Ecke bringen ...«

»Du bist dir nicht sicher, ob ich es wirklich getan habe, oder?«

»Captain Perry hat's aber gesagt.«

»Dachte ich mir doch, daß Hammond Perry dich aufgehetzt hat. Hast du dich nicht gefragt, warum er nicht seine Truppe losgeschickt hat? Wenn ich ein Krimineller wäre, hätte man ihm doch einen Orden dafür verliehen«, stellte Rain fest. »Er ist nicht mehr bei der Armee. Man hat ihn vor ein paar Jahren entlassen. Ich weiß nicht warum, aber es muß gute Gründe gegeben haben.«

»Er ist ein Captain«, sagte der Junge trotzig. »Er arbeitet für Major Taylor, macht die geheimen, wichtigen Sachen. Mörder finden, so wie dich.«

»Er ist ein Nichts und arbeitet nur für sich!« fuhr Rain wütend auf. Dann fügte er leise hinzu, als spräche er mit sich selbst: »Ich hätte niemals an diesem Schießwettbewerb teilnehmen sollen. Da ist Perry auf mich aufmerksam geworden.« Rain nahm seine Fellmütze ab und strich sich mit seinen Fingern durch die dunklen Haare. »Aber ich hatte schon so lange nicht mehr Black Bettys Lippen geküßt und einen unglaublichen Durst. Du hast gerade etwas von meinem Preis getrunken.«

»Hättest noch 'ne Runde mitmachen sollen. Der Preis war eine Nacht mit der Dorfhure«, sagte der Junge höhnisch.

Rain grinste. »Ich habe sie gesehen. Deswegen habe ich auch nicht weitergemacht. Ich hatte Angst zu gewinnen.« Er löschte das Feuer mit Schnee. »Steig aufs Pferd! Wir reiten nach Quill's Station. Ich kann dich nicht hier lassen, denn sonst verhungerst oder erfrierst du, und mit dir hier bleiben will ich schon gar nicht.«

»Ich komm nicht mit! Ich reit' doch nicht zusammen mit einem ... Mörder!«

»Hör mal gut zu! Ich habe mir das jetzt lange genug angehört. Wenn du mich noch einmal so nennst, werde ich handgreiflich. Verstanden?«

Der Junge versuchte aufzustehen, aber seine Beine gaben nach. Er schaute Rain grimmig an, ließ sich aber von ihm aufhelfen. Rain hob ihn in den Sattel und warf ihm dann seine Decke und die des Jungen über die Schultern.

»Du hast eine Menge Blut verloren. Ich möchte nicht, daß du mir wegstirbst, es ist zu kalt, um ein Grab auszuheben.«

Rain folgte dem gefrorenen Flußbett, das Pferd des Jungen am Zügel führend. Sein Atem und der der Pferde stieg in Wolken nach oben. Der Junge hatte sein Gesicht in den Decken vergraben. Obwohl alles ruhig schien, ritt Rain mit äußerster Vorsicht, näherte sich Wegbiegungen nur langsam und mit großer Wachsamkeit. Beim Durchreiten der weiten Ebenen entspannte er ein wenig und dachte nach.

Warum wollte Hammond Perry, Farris Erzrivale, ihn töten? Rain hatte es für einen Zufall gehalten, daß er ihm in Cahokia über den Weg gelaufen war, nur wenige Tage, nachdem er ihn in Saint Louis gesehen hatte. Perry besaß einige große Flußschiffe, die in New Orleans Fracht aufnahmen, und ein paar kleinere, die den Missouri und den Arkansas herauffuhren. Angeblich gehörten ihm auch Läden in einem halben Dutzend Forts und entlang der Flüsse. Nathan Boone hatte Rain erzählt, daß Perry seit einem Jahr in Arkansas lebte. Plante er, einen Handelsposten bei dem Fort in Belle Point aufzubauen?

Hammond Perry und Will Bradford hatten beide in der neunten Militärkompanie mit Hauptquartier in Belle Fontaine gedient, etwa fünfzehn Meilen nördlich von Saint Louis. Will Bradford hatte den Befehl bekommen, den Arkansas bis nach Poteau heraufzufahren und bei Belle Point ein Fort aufzubauen. Dies war der Auftrag, auf den auch Perry gehofft hatte, den man statt dessen, kurz nachdem Bradford und seine Leute aufgebrochen waren, entlassen hatte. Falls Perry erfahren hatte, daß Rain unterwegs war, Wills Braut abzuholen, war dies wahrscheinlich der Grund, warum er den Jungen auf ihn angesetzt

hatte. Wenn man es mit Hammond Perry zu tun hatte, war alles möglich.

Rain betrachtete den Jungen. Das war typisch für Perry: ein halbverhungertes Kind für seine Drecksarbeit zu engagieren! Er hatte den Jungen tatsächlich davon überzeugt, daß Rain einer der Verbrecher war, die seine Familie getötet hatten. Für so ein Hinterwäldlerkind mußte ein reicher Mann wie Perry dieselbe Autorität verkörpern wie der Gouverneur des Territoriums, vermutete Rain. Er verurteilte den Jungen nicht dafür, daß er versucht hatte, ihn umzubringen, er ließ sich durch ihn aber auch nicht davon abhalten, Weihnachten in Quill's Station zu verbringen.

Quill's Station. Würde Amy noch immer dort sein? Rain erinnerte sich daran, wie sehr sie geweint hatte, als er sie vor sieben Jahren verlassen hatte. Er hatte sie in den Armen gehalten, sie geküßt und ihr versprochen, sofort zu ihr zurückzukehren, falls Juicy nicht mehr wäre. Sie hatte ihm versichert, jeden Tag an ihn zu denken und auf ihn zu warten, egal wie lange. »Kinderkram«, dachte er mit einem leisen Lächeln, aber damals hatte er es ehrlich gemeint. Sie war das erste weiße Mädchen, das er kennengelernt hatte, das erste Mädchen, mit dem er unter vier Augen gesprochen hatte, das erste, das er geküßt hatte. Er erinnerte sich, wie überrascht er gewesen war, daß ihr Körper so weich und ihre Brüste so fest waren, als er sie an sich gedrückt hatte. Sie hatte so frisch und sauber geduftet, daß die Erinnerung daran tagelang angehalten hatte.

Manchmal, in den ersten Jahren nach ihrer Trennung, hatte er an sie gedacht, vor allem nachts, wenn er sich auf dem Boot einsam gefühlt hatte, abgeschnitten von allem, was ihm vertraut war. Als die Jahre vergingen, wurde es immer schwieriger, sich ihr Gesicht vorzustellen, und nach und nach hörte er auf, an sie zu denken.

Die kleine Amy mit ihren langen dünnen Beinen und den Sommersprossen auf der Nase mußte inzwischen erwachsen sein. Als er vor einem Jahr Farris Brief erhalten hatte, in dem er ihm Juicys Tod mitgeteilt hatte, war Amy schon mehr als ein Jahr Witwe gewesen. Zwei Jahre. Das war für eine hübsche junge Frau in dieser Gegend eine lange Zeit, um unverheiratet zu bleiben.

Hübsch? Warum vermutete er, daß Amy sich zu einer hübschen Frau entwickelt hatte? Nur weil ihre Schwester wie ein Engel aussah, hieß das noch lange nicht, daß für sie dasselbe gelten mußte. Wahrscheinlich hatte sie wieder geheiratet und war fett geworden und hatte ein Kind oder sogar zwei.

Irgendwie konnte er sich mit diesem Gedanken nicht so recht anfreunden.